

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 76 (2015)

Artikel: Meine Kindheit in Adelboden. Teil 1
Autor: Allenbach, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Kindheit in Adelboden (Teil 1)

Ich wurde am 4. September 1935 im Schulhaus Stiegelschwand in Adelboden geboren. Meine Eltern hatten 1931 geheiratet. Ihre erste Wohnung war im Erdgeschoss des Schulhauses im Stiegelschwand. Meine Mutter versah den Dienst der Schulhaus-Abwartin. Sie hielt das Schulzimmer und was sonst noch dazu gehörte sauber und kochte während der Wintermonate für die Schulkinder die Mittagsmilch. Die Wohnung bestand aus nur zwei Zimmern, und da ich das zweite Kind war – meine Schwester Margrit wurde 1934 geboren – wurde es Zeit für meine Eltern, sich nach einer grösseren Wohnung umzusehen.

Mein Vater und meine Mutter waren Halbwaisen. Vaters Mutter hatte sich von der Geburt des sechsten Kindes nicht erholt und starb 1904, als Hans, mein Vater, noch nicht 4 Jahre alt war.

Meine Mutter Frieda war gerade neunjährig, als 1919 die grosse Grippe-Epidemie weite Teile Europas heimsuchte. Auch ihre Mutter und ihr kleiner Bruder erkrankten und starben in der gleichen Woche. Die sechs Geschwister wurden, wie es damals auf dem Lande üblich war, in der Verwandtschaft verteilt. Ein Vater hatte zu dieser Zeit keine Möglichkeit, einen Haushalt mit mehreren Kindern zu versorgen und gleichzeitig einer Arbeit nachzugehen.

Vor allem meine Mutter litt sehr unter der Trennung von ihren fünf Geschwistern, da sie bei einem kinderlosen Ehepaar, weit entfernt von andern Kindern, auf einem kleinen Bergbauernhof auf dem Blatti, den Rest ihrer Schulzeit verbrachte. Sie hat uns oft erzählt, dass ihre Mutter eine sehr gütige und gläubige Frau gewesen war. Frieda wusste mit neun Jahren von einem Heiland, zu dem man beten konnte. Die Beziehung von Frieda zur Pflegemutter liess zu wünschen übrig. Mit dem Pflegevater hatte sie es gut, und darum verbrachte sie auch die meiste Zeit mit Arbeiten auf der Landwirtschaft. Die Pflegeeltern besuchten die Gottesdienste des Evangelischen Brüdervereins.

Mein Vater Hans (Taufname: Johann-Friedrich) verbrachte seine Jugendzeit ebenfalls bei einer Bergbauernfamilie hinten im Boden. Die Pflegeeltern hatten zwei Söhne, die aber um einiges älter waren als Hans. Der Vater hat sich nie geäussert, dass er unglücklich gewesen wäre, aber er war der Kleine, zu dem man oft sagte: «Geh aus dem Weg, das kannst du nicht!» Als dann 1914 der Erste Weltkrieg aus-

brach, kam für den Dreizehnjährigen eine harte Zeit. Die beiden Söhne der Pflegeeltern waren oft monatelang im Militärdienst. Hans musste mit seinem Pflegevater, der infolge eines Hüftleidens gehbehindert war, den ganzen Betrieb allein bewirtschaften. Er war oft längere Zeit allein auf der Alp und hatte acht oder zehn Kühe zu melken, Käse zu machen, den Mist aus dem Stall zu bringen usw. Der Mist wurde mit einer Holzbrente auf die Alpweiden getragen und verteilt.

Im Winter musste er am Morgen vor und abends nach der Schule das Jungvieh versorgen, das eine halbe Stunde vom Wohnhaus entfernt, im Willenschwand, in einer Scheune untergebracht war. Wenn die Schneeverhältnisse es zuließen, musste jeden Abend noch ein Schlitten mit Brennholz nach Hause gebracht werden und vieles andere mehr. Manchmal sei er dann in der Schule eingeschlafen, erzählte uns Vater, aber weil der Lehrer um die Verhältnisse wusste, war er nachsichtig.

Gerne hätte Hans nach der Schulentlassung den Beruf eines Zimmermanns oder Bauschreiners erlernt. Diesen Beruf übte unser Grossvater aus. Aber die Zeiten waren schlecht, die Möglichkeiten in der Berggemeinde beschränkt. So blieb er für einen sehr bescheidenen Lohn bei seinen Pflegeeltern als Knecht, bis zu seiner Heirat.

Mein Vater war eigentlich mit Leib und Seele Bergbauer. Er liebte die Tiere und war in all seinen Arbeiten sehr exakt. Der Grossvater blieb nach dem Tode seiner Frau Witwer und lebte allein. Er arbeitete als Zimmermann, sang im Kirchenchor und hatte eine gute Beziehung zu meinen Eltern. Ich habe ihn leider nicht persönlich gekannt, er starb 1935 in seinem 70. Lebensjahr an einem Herzversagen während des Gottesdienstes – beim Vortragen eines Liedes mit dem Chor.

Das Haus im Gilbach «Auf dem Bühl»

Kurz nach meiner Geburt verliessen meine Eltern das Stiegelschwandschulhaus und kauften ein kleines Heimetli auf der gegenüberliegenden Talseite, im Gilbach. Das Haus «Auf dem Bühl» war im Jahr 1663 erbaut worden. Es ist eines der ältesten noch bestehenden Häuser in Adelboden. Die Küche hatte damals noch einen offenen Kamin, das Wasser musste vor dem Haus am Brunnen geholt werden. Es hatte drei Zimmer: eine Wohnstube mit einem Trittofen (ein sogenannter «Schieferofen») und ein kleines Zimmer, das «Stübli». Über der Stube befand sich das Gaden, das über eine Treppe ohne

Licht von der Küche aus erreicht wurde. Das Gaden war ein durch die Dachkonstruktion abgeschrägtes Zimmer mit zwei Fenstern, nicht isoliert und ohne Heizung.

Von der Küche aus konnte man durch eine Türe und einen etwa zwei Meter langen Gang in den Kuhstall gelangen. Über dem Kuhstall und dem Stübli war der Heuboden. Das «Hüsli» (WC kann man nicht sagen, es hatte ja kein Wasser) war vor dem Kuhstall direkt über dem Jauchekasten angebracht. Während der Winterszeit durften wir Kinder unsere Notdurft im Kuhstall verrichten, da der dazu bestimmte Ort furchtbar kalt war und auch ohne Licht. Zudem blies der Wind oft Schnee auf den Holzsitz.

Das zum Haus gehörende Weideland war gross genug, dass etwa zwei Kühe durch den Winter hindurch gefüttert werden konnten. Auch ein Stück Wald, Mager- und Sumpfwiese gehörten dazu. Es ging sehr steil hinunter bis zum Allenbach. Da meinen Eltern das Geld fehlte, um eine Kuh zu kaufen, hatten wir zwei Ziegen. In und um dieses Haus herum verbrachte ich meine Jugendzeit bis zum elften Geburtstag. Vier meiner Geschwister kamen in diesem Haus zur Welt: Frieda 1937, Hans 1939, Magdalena 1941 und Elsbeth 1944.

Kindheits-Erinnerungen

Meine ersten Erinnerungen gehen dahin zurück, wie ich oft tagelang mit meinen Skiern, die mir mein Vater zurechtgebastelt hatte, um das Haus herum rutschte, und dass meine Schwester Margrit und ich zur Sonntagsschule gingen. Wir benötigten eine gute halbe Stunde, um das Dorf zu erreichen.

Meine Eltern haben sich 1935 nach einer Evangelisationswoche der Heilsarmee angeschlossen und wurden Heilssoldaten. Sie trugen zwar nie eine Uniform, aber sie waren immer treue Versammlungs-Besucher. So gehen auch meine ersten Erinnerungen dahin zurück, dass ich mit dem Vater oder der Mutter eine Versammlung besuchte und zur Sonntagsschule ging. Obwohl es ein weiter Weg war, kamen auch Kinder von anderen Familien aus dem Gilbach regelmässig zur Sonntagsschule. In Adelboden war es zu jener Zeit üblich, dass die Eltern ihre Kinder zur Sonntagsschule schickten. Es gab zwei grosse Sonntagsschulen: Die eine von der Heilsarmee und die andere vom Evangelischen Brüderverein.

Ich erinnere mich auch, dass wir Kinder an verschiedene Orte mitgenommen wurden, um Heu einzubringen. Da es zu dieser Zeit wenig Verdienstmöglichkeiten gab, verpflichtete sich mein Vater, für Landwirte, die im Sommer das Vieh auf der Alp versorgten, die Heuernte zu übernehmen. Das war alles Handarbeit, mähen, zetzen, wenden und eintragen. Ich kann mich nicht erinnern, dass zu dieser Zeit jemand einen Wagen zum Heueinbringen benutzt hätte. Alles Heu wurde in Bürden zusammengebunden und auf den Schultern in die Scheunen getragen. So waren wir grösseren Kinder vor allem bei gutem Wetter mit Heuen beschäftigt. Jede noch so kleine Fläche wurde gemäht. Das Heu wurde vom Schatten an die Sonne zum Trocknen getragen. Jeder Halm wurde zusammen genommen. Die Eltern sagten immer wieder: «Jede Hand voll Heu gibt ein Maul voll für eine Kuh».

Mein Vater ging auch jedes Jahr zum Wildheuen unter dem Fitzer. Wenn das Wetter gut war, konnten zwei Männer diese Arbeit in vier Tagen erledigen; zwei Tage mähen und zwei Tage zusammentragen und zu einer «Triste» aufschichten. Dorthin nahm mich mein Vater immer mit. Für mich war dies ein Abenteuer. Übernachten konnten wir in der Sennhütte von Familie Pieren im Trunig-Bärgli, einem Sohn von Vaters Pflegeeltern. Das Nachtlager war auf dem Heuboden. Frühstück und Abendbrot bekamen wir auch in der Sennhütte. Der Vater und sein Helfer gingen schon in aller Herrgottsfrühe zum Mähen, und ich ging dann am frühen Vormittag zu ihnen. Ich konnte für die Männer im Freien Kaffee oder Tee kochen und besonders beim Heuzusammenräumen helfen. Das Gelände dort ist so steil, dass das zusammengestossene Heu wie eine kleine Lawine zu rutschen begann. Ich konnte mich also oben aufs Heu setzen und hinunterrutschen. Das Heu wurde dann unter einem kleinen Felsvorsprung, einem vor der Lawine geschützten Platz, zu einer Triste aufgeschichtet. Erst im Winter und bei guten Schneebedingungen transportierte man das Heu mit Schlitten ins Tal. Die Hälfte gehörte dann meinem Vater als Lohn für die Arbeit.

Peter Allenbach, Zürich